



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eckenbrecher, Gustav v.: Eine Fahrt auf den Olymp. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hoffnung sind allerdings Erregungen des religiösen Lebens, dieses selbst ist aber von vornherein etwas Allgemeines, nämlich das Bedürfniß, das eigene Sein durch Verknüpfung mit dem göttlichen Sein zu schützen und zu befriedigen.

Mögen diese wenigen Sätze hier genügen, um für die Beurtheilung der schwierigen Frage als Anhaltspunkt zu dienen.

Wir schließen unsere Berichterstattung mit dem Danke für die mannichfachen Anregungen, die uns die hier gesammelten Aufsätze Zellers gewährt haben.

Königsberg i. P.

H. Jacoby.

Eine Fahrt auf den Olymp.

Von Gustav v. Eckenbrecher.

I.

Während meines Aufenthaltes in Thessalonich erwähnte ich gegen unsern dortigen Konsul, daß ich beabsichtige den Olymp zu besteigen. Voll Erstaunen rief derselbe aus: „Wie, Sie wollen den Olymp besteigen? Wissen Sie nicht, daß er von Räubern wimmelt und Sie dort jedenfalls todt geschlagen werden? Zudem ist dieser Berg durch Schnee in jegiger Jahreszeit (zu Ende Mai) vollständig ungangbar. Wenn Sie aber gutem Rath nicht folgen wollen, so können wir nur gleich für immer Abschied von einander nehmen.“ Das lautete nicht sonderlich tröstlich für meinen sehnächtigen Wunsch, den Sitz der Götter Griechenlands zu besuchen, der mir immer als die merkwürdigste und klassischste aller hochberühmten Stellen des wundervollen griechischen Bodens erschienen war. Doch auch die gleichsam offiziell mir zugekommene entschiedene Warnung vermochte meinen Entschluß nicht zu ändern, da ich glaubte, die vom Konsul geschilderten Gefahren seien übertrieben. Ich bestieg daher noch am nämlichen Abend ein kleines griechisches Schiff, welches mich zuvörderst nach der Mündung des Peneus bringen sollte. Bald nachdem wir absegelten, trat Windstille ein, so daß wir zu Mittag des folgenden Tages noch nicht weiter waren, als bei Panomi, drei Meilen südlich von Thessalonich. Hier ging des etwas konträren Windes wegen unser Schiffsherr ganz gemächlich vor Anker. Wir befanden uns — gegen Süd-Westen ragte der schneeige Olymp jenseit des Meeres majestätisch hervor — an einem weit und breit ganz flachen, eben das Meer überragenden Vorsprung der Halbinsel Chalcidice, dessen ge-

ringe absolute Höhe man zur Gewinnung von Salz benutzt, indem man das auf das Land geleitete Meerwasser verdunsten läßt. Es war sehr heiß auf der baumlosen Ebene, und der Schiffsherr, der dem heiligen Nikolaus bei einer ihm geweihten Quelle, aus der wir Wasser einnahmen, mit griechischer Frömmigkeit eine Lampe anzündete, bat diesen inbrünstig, uns doch Schatten zu spenden, was dem Heiligen bei dem durchaus heiterem Frühlingshimmel wohl etwas schwer gefallen wäre. Die Jagd mußte mich indessen für die Längeweile des Wartens entschädigen und lieferte uns auch eine gute Abendmahlzeit. Bei dieser und bei einem Glase Wein ließen sich's die griechischen Schiffer wohl sein, worüber denn der gemüthliche Schiffsherr die Abfahrt längere Zeit, als der Wind schon recht günstig geworden war, vergaß, so daß wir, als es am andern Morgen um 6 Uhr wieder zu wehen aufhörte, die Mündung des Peneus noch nicht erreicht hatten. Allmählig näherten wir uns jedoch dem Ufer, nach dem wir steuerten. Als wir ungefähr noch 600 Schritt weit von der südlichen Mündung des Peneus entfernt waren, der auf eine große Strecke das Meer mit seinen gelblichen Wellen färbt, schöpfte ein Matrose aus der See einen Eimer Wasser, trank und gab auch mir davon zu trinken, und ich war erstaunt, es fast vollständig von dem Geschmacke des Brunnenwassers zu finden. Wir glitten nun sanft an einer reizenden Ebene hin, die in meilenweiter Ausdehnung als Delta des Peneus zwischen seinem nördlichen und südlichen Ausflusse liegt, und dicht mit einem Walde uralter hochstämmiger Platanen bewachsen ist, unter deren Schatten ein Wald von hohen Farnkräutern wuchert. Ueber dem Maigrün der majestätischen Bäume erhoben sich grau-violett die waldbedeckten Vorberge des Olym und Ossa, und in der Ferne deren schneebedeckte Gipfel. Bald ankerten wir südlich vom Ausflusse des Peneus bei einem aus wenigen schlechten Hütten bestehenden Orte, Cariza genannt. Südlich und südwestlich von diesem erheben sich die Abhänge des Ossa, viele Meilen weit sind sie mit uraltem Lindenwalde bedeckt, der vom Spiegel des Meeres beginnend, so weit als Laubholz noch gedeihen kann, am Gebirge sich hinaufzieht.

Von dem Ufer, wo wir gelandet waren, erblickte ich auf dem Abhänge der Berge ein Kloster, das mit seiner byzantinischen Kirche aus dem dunklen Walde hervorschaute. Ich gedachte in diesem Kloster zu übernachten, und vielleicht ein paar Tage dort zu verweilen, da seine Lage in dem dichten Walde und seine weite Aussicht auf das Meer, die es beherrschen mußte, mich unwiderstehlich anzog. Ich miethete einen Knaben mit einem Pferde, und kam nebst meinem Gepäck in einer halben Stunde oben an. Nach langem Klopfen an das große, schwere, rostige eiserne Thor erschien ein mürrisches altes Weib an einer durch Vorbau wohlverwahrten Oeffnung über der Thür, und entschloß

sich endlich herunter zu kommen und knurrend und brummend zu öffnen. Sie führte mich über eine zerfallene hölzerne Treppe auf einen eben so wenig soliden bretternen Flur, wo ich eingeladen wurde, auf einem schlechten Teppich Platz zu nehmen. Dort fand ich noch ein anderes altes Weib, und beide setzten nun ihre Beschäftigung fort, Baumwolle zu krepeln. Sie waren die einzigen menschlichen Wesen, die ich in dem weiten Kloster (es trägt den Namen des h. Demetrius), das wohl 50—60 Zellen enthalten mochte, vorfand, denn von den 6 Mönchen, die hier wohnten, war keiner anwesend, und der Abt war in die Ebene hinuntergeritten, um einen entlaufenen Esel zu suchen. Ich fand bald das Mittel, den alten Damen die Zunge zu lösen. Ich forderte ein Glas Wasser und goß etwas Rum hinein, den ich bei mir hatte. Sie fragten, was die gelbe Flüssigkeit, die sie angeblich nicht kannten, für ein Getränk sei, und da ich ihnen nun reichlich davon einschenkte, und sie reichlich davon tranken, wurden sie auf einmal sehr gesprächig und rührend liebenswürdig. Einen solchen Genuß hatten sie in ihrer klösterlichen Abgeschlossenheit nicht erwartet. Ich wurde nun im ganzen Kloster bereitwillig herumgeführt, das ehemals überaus reich und blühend gewesen sein muß. Aber Treppen, Korridore, Wände, Fenster und Thüren fand ich überall im tiefsten Verfall. An vielen Stellen fehlten die Planken des Fußbodens, oder wölbten sich wie losgeschneelte Federn in weitem Bogen zu dunkler Tiefe, an anderen krachten und wankten sie, daß man sich fürchten mußte, hinabzustürzen, wenn man sie beträte. Ueberall lag handhoch uralter Staub, und fehlte nur da, wo der durch mangelhafte Bedachung hereingeflossene Regen ihn weggespült. Das Ganze schien mir wie ein behextes Schloß, zu dem die mich begleitenden rothäugigen alten Weiber als Hexen ganz gut paßten. Dieser Zustand des Verfalles machte einen so unheimlichen Eindruck auf mich, daß meine Lust schwand, hier länger zu verweilen, trotz der unbeschreiblich schönen Aussicht, die sich nach allen vier Weltgegenden aus den Fenstern bot. Gegen Osten schweifte der Blick über das weite Meer bis zu den blauen Höhen von Chalcidice und dem Berge Athos, auf den anderen Seiten fesselte ihn das tiefe Dunkel des Lindenwaldes mit seinen wundervollen Baumgruppen. Nur die Ringmauern, welche nach griechischer Weise zugleich die Mauern des Klostergebäudes sind, und die uralte Kirche in der Mitte des Klosterhofes, standen noch wohl erhalten. Die Kirche ist interessant durch ihren Reichthum an alten byzantinischen Mosaikbildern, welche mit ihrem Goldgrunde wie gestern fertig geworden prangen. Das Bild in der Mitte der Kuppel ist ein kolossaler Christus, von dessen Barte an einer langen Kette ein Kronleuchter herabhängt. Die alten Weiber wiesen auf dies Bild und sagten: „Wer ist das?“ — Als ich antwortete: „Es ist der Herr Christus“ erwiderten sie: „Es ist Gott!“ —

Ich sah mich darauf noch in der Umgebung des Klosters um, und vertiefte mich in das Dunkel des unvergleichlich schönen Lindenwaldes, der von unzähligen Nachtigallen belebt, gerade in voller Blüthe stand und den köstlichsten Duft aushauchte. Nicht genug konnte ich die schönen Formen dieser Bäume bewundern. Jeder war ein Original, jeder würde ein neues Modell zu einem schönen Bilde abgeben können.

Der unheimliche Geist, der in dem Kloster wehte, trieb mich nun zu ungesäumter Abreise. Der Knabe mit dem Pferde hatte sich aber schon wieder davon gemacht, und ich war nun in Verlegenheit wegen der Fortschaffung meines Gepäcks. Da sagte die jüngere der alten Frauen: „Wenn Du der Mako — so hieß die ältere — zwei Piaster giebst, so trägt sie Dir die Sachen hinunter, (in der griechischen Volkssprache ist das antike „Du“ noch überall üblich.) Ich sah das alte krumme Mütterchen an, und konnte mir nicht recht vorstellen, daß sie zum Lasttragen tauglich sein sollte, doch sie versicherte, auf ihre Jugendlichkeit sich nicht wenig einbildend, daß sie noch überaus rüstig sei. So lud sie einen Theil auf, ich fühlte mich durch ihren Heroismus angespornt, das Schwerste selbst zu tragen, ein kleiner Knabe, den wir vor dem Kloster fanden, nahm das Uebrige und so stiegen wir in langsamem Zuge, während die Strahlen der untergehenden Sonne den Lindenwald und die hohen, am Wege hier und da stehenden Ulmengruppen vergoldeten, nach der Küste hinunter. Nachdem ich von der guten Mako Abschied genommen, fuhr ich nach einem dort vor Anker liegenden Schiffe, wo ich die Nacht schlief.

Am andern Morgen begab ich mich auf den Weg, um durch das Thal Tempe nach Larissa zu reiten. Während ich auf die Pferde wartete, machte ich noch die Bekanntschaft eines türkischen Kriegsmannes, der sich in meine Doppelflinte verliebte, und sie mir durchaus abkaufen wollte, auch schließlich mir seinen schönen mit Silber verzierten Säbel dafür anbot, und gar nicht begreifen konnte, warum ich nicht Lust hatte, auf den Tausch einzugehen so daß es mir sehr schwer fiel, ihn los zu werden. Später, im Thal Tempe, sagte mir mein Führer: „Wenn Du ihm das Gewehr gegeben hättest, würde er Dir wohl hier den Säbel wieder abgenommen haben.“ Ich zog nun wohlgemuth meine Straße und hatte keine Mühe zu begreifen, warum dies Thal bei den Alten in den Ruf unvergleichlicher Schönheit gekommen. Mir scheint, daß es in der That die schönste von allen griechischen Landschaften darbietet. Die Lage dieses engen Felsenthales (es ist etwa 1 Meile lang und $\frac{1}{2}$ Meile breit) zwischen einem großen, rings von hohen Bergen umschlossenen Binnenlande auf der einen, und dem offenen Meer auf der andern Seite, bietet an den Stellen, wo der Weg höher am Abhange der Berge hinführt, die Fernsichten der verschiedensten Art. So lange man nämlich gegen Osten ins Freie

blicken kann, sieht man als Hintergrund der Landschaft die Waldebene zwischen den Peneus-Mündungen wie einen grünen Teppich ausgebreitet, und daran sich schließend den blauen Spiegel des Meeres: nähert man sich aber dem westlichen Ende des Thales, so erscheinen die grünen Wiesenflächen oder Kornfelder Thessaliens und die weiter gegen Westen sich erhebenden schneebedeckten Ketten des Pindusgebirges. Ueberall zeigen die abwechselnd kahlen und waldigen Berge und Felsen die malerischsten Formen, und hohe schroffe Steinwände sind oft mit dem harmonischsten Farbenspiel von grün, braun, roth, gelb schimmernden Mosen bedeckt. Wo aber der Weg in die Gründe des Thales sich senkt, erblickt man den Peneus als einen tief und ruhig fließenden Strom, an seinen Ufern beschattet von hohen Platanen, Ulmen, Linden, die durchflochten von gewaltigen Epheugehängen zu Gruppen der schönsten und mannigfaltigsten Formen sich fügen. An manchen Stellen sah ich — der Fluß überfluthet in dieser Jahreszeit sein gewöhnliches Bett — Haine von uralten Platanen im Wasser stehen, das wie ein sanft fließender See unter ihren grünen Hallen sich ergoß. Zuweilen windet sich der Weg durch kleine Seitenschluchten des Thales, in denen krysthalle Bäche eiskalten Wassers in Kaskaden von den Felsen herabströmen, oder an ihrem Fuße zwischen einer Fülle von Blumen aus geräumigen Bassins entspringen, umschattet von Myrthen- und Lorbeerbüschen und üppig wuchernden Schlingpflanzen. Ich bedauerte sehr, so rasch an diesen anmuthigen Stellen vorüberreiten zu müssen. Um Mittag rastete ich auf dem schwellenden maigrünen Rasen dicht am Ufer des Peneus, und nachdem ich dem Gesange der Vögel gelauscht, und geträumt und geschlummert — bewacht von meinem treuen Hunde, und die geladene Flinte unter dem Kopfe, brach ich wieder auf und zog nun bald in die prachtvolle Thessalische Ebene ein. Gegen Westen schimmerte jetzt in weiter Ausdehnung mit schneeigen Gipfeln die hohe Pinduskette, und auch die weißen Häupter des Olymp und Ossa, Pelion und Othrys traten allmählig hervor und schufen überall die schönsten Gebirgsbilder über dem grünen Teppich der Wiesen und Saaten.

Es war halb zehn Uhr Nachts geworden, als ich Larissa erreichte. Nirgends war mehr Jemand auf — denn die Türken gehen sehr früh zu Bett — an den man sich hätte wenden können. Da sagte mir ein auf Posten stehender Soldat: „Despot“ d. h. er rieth mir, beim Bischof, (griech. *δεσπότης*) oder vielmehr Erzbischof Nachtquartier zu suchen. Dies that ich und wurde gastlich dort aufgenommen. Ein junger Geistlicher machte die Honneurs, der Erzbischof selbst ließ sich nach der ersten Begrüßung nicht weiter sehn. Nach einem frugalen Mal und noch frugalerer Unterhaltung suchte ich ermüdet mein Lager. Ich schlief fast etwas zu kühl, in einem großen Saal bei offenen

Thüren und Fenstern, durch welche die ganze Nacht, vom beschneiten Olymp herab, ein scharfer Wind über mein Bett hinsaupte. Als ich am andern Morgen erwachte, war der Olymp auch das Erste, was mir in die Augen fiel.

Nachdem ich mich an der weiten Aussicht ergötzt hatte, die man aus den Fenstern genoß auf die schöne Thessalische Ebene und den Peneus (jetzt Salambria genannt), der dicht am Fuße der Anhöhe vorüberfloß, auf welcher die Metropolis, d. h. die bischöfliche Wohnung gelegen war, suchte ich Gesellschaft. Mit den Geistlichen der Metropolis war auffallend wenig anzufangen, doch machte ich schon früh am Morgen die Bekanntschaft des Professors des Altgriechischen (*ἑλληνικὸς διδάσκαλος*) an der Schule von Larissa, eines sehr unterrichteten und liebenswürdigen jungen Mannes aus Epirus, der es sich zur Pflicht machte, mich überall herumzuführen, und mir die wenigen noch aus dem Alterthum übrigen Reste und sonstigen Merkwürdigkeiten des Ortes zu zeigen. Vor der Stadt finden sich einige antike Inschriften auf türkischen Begräbnißplätzen. Als ich hineinging, um sie zu lesen, konnte ich nur durch vieles Zureden den jungen Griechen bewegen, mir zu folgen, so sehr fürchtete er die Türken. Wir fanden einen Schäfer, der dort zwischen den Grabsteinen seine Schafe weidete, und als er sah, daß ich mich um die alten Inschriften bekümmerte, erzählte er mir von den Ruinen einer alten Stadt am Olympgebirge. Ich erklärte ihm darauf, daß ich den Olymp zu besteigen gedenke, worauf er mir sehr willkommene Auskunft über den einzuschlagenden Weg gab, den er genau kannte. Er beschrieb mir einen gangbaren Paß, der an den südlichen Gipfeln des Olymp vorbei nach dem Meere hinführe, in welches der Peneus sich ergieße; ähnliche Pfade seien auch auf der anderen Seite des Flusses durch das Ossa-Gebirge, auf ihnen könne man das Thal Tempe umgehen. Als ich ihn nach den Räubern des Olymp fragte, meinte er mit heiterer Miene, es werde dort damit jedenfalls nicht schlimmer stehen, als im Thal Tempe und durch dieses müsse ich ja doch wieder reisen, wenn ich nicht den Weg über den Ossa nehmen wolle. Darauf ging ich mit dem jungen Griechen, meinem gefälligen Begleiter, an das Ufer des Peneus, und mehr der Merkwürdigkeit wegen, als um mich abzukühlen, schwamm ich über den breiten und reißenden Fluß und wieder zurück, unter den Augen einer großen Anzahl Eingeborner, die sich höchlich verwunderten, als ich ihnen sagte, daß bei uns fast Jeder schwimmen könne, da sie, wie alle Griechen des Binnenlandes, kalte Bäder ganz und gar nicht lieben und ihnen das Schwimmen im Strom ein durchaus neues Schauspiel war. Sie hegten daher auch die bestimmte Ueberzeugung, mich bei diesen Künsten in den Fluthen des Stromes versinken zu sehen.

Unseren Weg fortsetzend, kamen wir an eine Stelle des Peneus, wo türkische Betriebsamkeit eine fliegende Brücke hergestellt hatte, indem an einem quer über den Strom gespannten Tau ein Schiffchen durch Steuer und die Gewalt des Stromes hin und her getrieben wurde. Drüben angelangt fanden wir — kaum eine halbe Stunde von der Stadt, — eine reizende Waldwildniß von alten Eichen und Kiefern, die nur insofern Spuren von Kultur zeigte, als man dort Kaffee bekommen konnte. Aber es war hier weder Kaffeehaus noch Hütte, sondern nur eine Art von Schrank, den man nach dem Winde drehte, um das zum Kochen nöthige Feuer zu schützen. Der Wirth, ein Türke, war sehr zuvorkommend und liebenswürdig, fragte sogleich, wo wir die Matte ausgebreitet zu haben wünschten, und versorgte uns mit Kaffee und Narghilé. Wir lagerten uns im Schatten einer alten Eiche, deren Anblick mich sehr erfreute, da sie ganz von der Spezies der unsrigen war, die in Asien nicht wächst und die ich nun schon lange nicht mehr gesehen hatte. Uebrigens erfreute mich auch hier wieder die Schönheit und Originalität der einzelnen Bäume. Diese Originalität ist eben so auffallend wie die reine Schönheit der Konturen der griechischen Berge, und diese Eigenart der Form gibt der Vegetation von Thessalien ein für unser Auge fremdartiges Ansehn, obgleich es größtentheils unsere Eichen und Kiefern sind, welche hier wachsen. Der Delbaum gedeiht hier nicht mehr, ebensowenig Citrone und Orange, wenn auch Cypresse, Feige und Granatapfel noch vorkommen. Bewundernswürdig ist noch immer die schon seit Jahrtausenden ausgebeutete Fruchtbarkeit des thessalischen Bodens. Wenn ein Stück Acker mehrere Jahre nicht bebaut wird, so schießt von selbst ein üppiger junger Wald von Kiefern darauf empor, der lebhaft an Homers: „Es pflanzten dort Ulmen die Nymphen der Berge“, erinnert. Nachdem wir uns am Schatten der Wälder gelabt, der bei der allmählig ziemlich hoch gestiegenen Wärme des Tages etwas sehr Erquickendes hatte, kehrten wir nach dem anderen Ufer des Flusses zurück. Ein soeben von dessen Wassern im lehmigen Boden losgespülter antiker Sarg erinnerte lebhaft daran, daß wir auf klassischem Boden uns befanden. An diesem Ufer war ein wunderhübsches Blumengärtchen angelegt, das ein freundlicher, Kaffee schenkender Türke mit besonderer Sorgfalt pflegte; es machte einen überaus freundlichen Eindruck, besonders auch durch seinen Kontrast gegen die nahe Wildniß. In ihm blühten in üppiger Fülle weiße Lilien, Nelken, spanische Wicken, blaue Tagesblumen und herrlich duftende Rosen. Die Rosen dieser Gegenden sind kleiner als unsere Centifolien (welche in Griechenland nur wenige Jahre, ohne auszuarten, vorkommen) weshalb man die Rose hier auch Dreißigblatt (*τριαντάφυλλον*) anstatt Centifolie nennt.

Von hier gingen wir nach den Ruinen des alten Theaters von Larissa,

von dem zwar nur noch wenige Steine erhalten sind, dessen Stelle jedoch durch die Vertiefung des Terrains noch sehr deutlich bezeichnet wird, und dafür spricht, daß die alte Stadt auf dem Boden des heutigen Larissa gelegen ist. Türkischer Pöbel versammelte sich, unzufrieden murrend, als man mich in der Nähe des Theaters eine Inschrift reinigen und lesen, und dessen Halbzirkel abschreiten sah; und ein Bube stieß sogar die allerdings mich weiter nicht störende Drohung aus, daß er hingehn wolle mich anzugeben, damit die Wache mich greifen solle. Larissa erschien mir überhaupt als ein Nest, in dem der alte fanatische Türkengeist noch recht warm sitzt und brütet. Man erzählte mir, daß vor nicht langer Zeit der Erzbischof sich habe müssen gefallen lassen, von den Türken am Barte gezaust und geohrfeigt zu werden.

Um die geistlichen Herren, bei denen ich eingekehrt war, nicht weiter zu geniren, miethete ich eine Wohnung, die mir angeboten wurde, bei zwei Brüdern Theodoros und Mangaritis, sehr gutmüthigen und gefälligen Griechen, die mich nun überall hin begleiteten, und mir sammt dem hellenischen Lehrer sehr gute Gesellschaft leisteten. Diese drei und einen zum Besuch im Hause anwesenden Fremden, Namens Thomas, Bürger der Thessalischen Stadt Turnavos, lud ich mir zum Abendbrot ein. Nun wurde in meinem Zimmer zwar der Tisch gedeckt, aber zu meinem Erstaunen brachten die guten Leute, um mir, wie sie sagten, nicht beschwerlich zu fallen, jeder sein Essen, seinen Wein und sogar sein Brod mit. Ich unterhielt mich den ganzen Abend sehr angenehm mit ihnen, und war überrascht bei Thomas, der in Thessalien zu Hause war und nur selten sein Turnavos verlassen hatte, genaue Bekanntschaft mit der Geschichte Friedrichs des Großen, und sogar überaus tolerante Vorstellungen von Luther und der Reformation zu finden, wie er denn auch in den Schriften seiner Vorfahren, der alten Griechen, recht hübsch bewandert war. Erst um Mitternacht nahm ich Abschied von meinen neuen Thessalischen Freunden, unter lebhaftem Wunsche von beiden Seiten, daß wir uns wiedersehen möchten, was natürlich nicht leicht in Erfüllung gehen konnte, da ich am andern Tage in aller Frühe Larissa zu verlassen gedachte, und wohl nicht hoffen durfte, je in meinem Leben dahin zurückzukehren.

Sowie der Morgen graute, setzte ich die Reise nach meinem Ziele, dem alten Götterberge fort. Als ich über die lange steinerne Brücke des Peneus ritt, umschimmerte schon die Morgenröthe den höchsten Gipfel, welchen leichte Wolken in lustigen, röthlich glänzenden Gestalten umschwebten, erinnernd an Homers Cos, die zum hohen Olymp hinaufsteigt, den Göttern und Sterblichen das Licht des Tages zu verkünden. Bald vergoldete die aufgehende Sonne die bethauten Wiesenebenen, durch die mein Weg mich hinführte, und nachdem ich diese theils in erquickender Morgenluft, theils in glühender Tageshitze

durchzogen, erreichte ich nördlich von Larissa die ersten Vorberge des Olymp, wo eine waldige Schlucht erwünschten Ruheplatz und Weide für die Pferde darbot. Letztere waren schön und stark, und wurden von Saccharo, meinem Führer, mit besonderer Sorgfalt gepflegt, wie denn die alte Thessalische Vorliebe für das Pferd hier immer noch heimisch ist. Darauf weist auch der Ausdruck hin, mit dem man es in der Volkssprache belegt, indem man es „die Sache“ (*τὸ πρᾶγμα*) nennt, womit man es als die vorzugsweise nothwendige und nützliche Sache bezeichnen will: woher denn Redensarten entstehen, die für uns sehr sonderbar klingen, z. B. „die Sache trinkt, ist durstig, hungrig“ (*τὸ πρᾶγμα πίνει, διψᾷ, πεινᾷ*).

Von dieser Schlucht gelangte ich nach einigem Steigen in einen ausgedehnten Wald von hochstämmigem Buchsbaum, und da ich einige Stöcke davon zum Andenken mitzunehmen wünschte, das Abschneiden mit dem Messer aber viel zu langsam ging, bediente ich mich mit sehr raschem Erfolge des Gewehres, um sie abzuschließen. Hierauf trat ich in eine kleine, rings von Bergen umschlossene Hochebene ein, das erste Plateau des Stufenlandes, mit dem die südliche Seite des Olympgebirges aus der Thessalischen Ebene emporsteigt. Vortrefflich angebaut, ernährt diese Ebene vier große Dörfer (zwei von Türken zwei gemischt von Griechen und Slaven bewohnt), und die Stadt Massóna. Diese ließ ich nun links liegen, und wandte mich gegen Osten dem Dorfe Tsaritsani zu, das 6 Stunden von Larissa entfernt ist. Nicht weit vor diesem Orte rastete ich gegen Sonnenuntergang in einem Weinberge an einem sehr anmuthigen Plage; reine Bergluft umwehte unter dem heitersten Abendhimmel die Gefilde dieser olympischen Hochebene, die maigrünen Maulbeer- und Nußbäume durchrauschend; und da ich so lange als möglich an dieser schönen Stelle zu verweilen wünschte, beschloß ich die Nacht hier im Freien zuzubringen. Saccharos hatte große Bedenken dagegen, indem er meinte, wir würden dadurch bei den Eingebornen Anstoß erregen, wie er denn überhaupt ziemlich furchtsam war. Auch als ich am Morgen in seiner Nähe schießen wollte, rief er entsetzt aus: Panagia! (d. h. ganz Heilige, nämlich Maria) und sagte mir, er liebe dergleichen durchaus nicht, und ich möchte ihm doch den Gefallen thun, es zu unterlassen. Seine Besorgniß wegen des übeln Eindrucks den unser Quartiernehmen in dem Weinberg machen könnte, erwies sich übrigens als gänzlich unbegründet. Wie ich vorausgesehen, begegneten uns Alle, die vorübergingen, mit der größten Freundlichkeit, sie schafften auch Wasser herbei, an dem es uns fehlte, und verweilten gerne, um sich mit uns zu unterhalten. Ich benutzte die Gelegenheit zu Erkundigungen über meine fernere Straße: aus den ertheilten Antworten schöpfte aber Saccharo den Verdacht, daß der Weg nach Katrina (einer Landungsstelle am Golf von Thessalonich), wohin er mich

beim Abstieg zu bringen übernommen, sehr, sehr weit, und wegen Steilheit der Gebirge für Pferde völlig ungangbar sein werde. Er brach nun in dumpfe Wehklagen aus, Gott weiß welche Schreckbilder im Geiste vor Augen. „Zehn Tage“ murmelte er, „würden wohl nicht hinreichen, in Katrina anzukommen, wenn wir überhaupt diesen Ort jemals erreichen sollten.“ Ich lachte ihn aus, fragte noch andere der Vorübergehenden, und nun stellte sich heraus, daß der Ort nur drei kleine Tagereisen entfernt sei.

Ein stattlicher Mann, der sich in ein Gespräch mit mir einließ und sich Zisi Papa Paläospu nannte, stellte mir dringend vor, daß ich doch viel besser als hier im Freien, im Dorfe die Nacht zubringen würde, wofür er mir mit der bereitwilligsten Gastfreundschaft sein Haus anbot. Er versprach, sobald seine Geschäfte in den ferner liegenden Weinbergen beendet seien, mich abzuholen. Dieser freundlichen Einladung konnte ich trotz meiner Vorliebe für die freie Natur nicht widerstehen, und nahm das Anerbieten an. Nach Sonnenuntergang zogen singende Mädchen, mit ihren Wasserkrügen und Arbeitsgeräth auf dem Rücken, bei uns vorbei, und gaben dem Saccharos Gelegenheit zu nicht sehr schmeichelhaften Bemerkungen über ihre Schönheit. „Hier oben sind die Weiber schwarz“, sagte er, „und die jungen Mädchen sehen wie alte Frauen aus, unten in Larissa sind sie weiß, und die jungen haben auch ein jugendliches Ansehn.“ Er erzählte mir bei dieser Gelegenheit auch mit vollständiger Gleichgültigkeit, daß er verheirathet gewesen, und daß seine Frau gestorben sei, was doch nicht lange her sein konnte, da er nicht viel über 20 Jahr alt war.

Nun kam auch Zisi Paläospu zurück, und wir begaben uns nach dem Dorfe. Dasselbe ist von ziemlich bedeutender Ausdehnung, und liegt, von Bäumen und Gärten durchzogen, sehr romantisch mit seinen hohen, phantastisch gestalteten hölzernen Häusern, zwischen theils waldigen, theils angebauten Hügeln. Es muß früher in einem sehr blühenden Zustande gewesen sein, dafür sprechen die vielen, ursprünglich sehr gut und zierlich gebauten Häuser mit mehreren Stockwerken. Jetzt aber fand ich sie meistens in einem traurigen Zustande des Verfalles und der Zerstörung, so haufällig und schief, daß man sich kaum getraute, eine Treppe in ihnen zu besteigen. Viele waren ganz verlassen, und bei nur stückweise noch vorhandenen Dächern den zerstörenden Einflüssen der Witterung schutzlos preisgegeben. Von dem reichlich überall vorhandenen gewesenen Schmuck zierlicher hölzerner Gitter, welche eiserne nachahmten, fanden sich nur noch kümmerliche Ueberreste. Die Bretter, welche zur Bekleidung der Wände dienten, waren häufig abgesprungen, und nun in weitem Bogen über Straße oder Garten winkend, — Alles durchlöchert, verwittert, dem Einsturz drohend.

Das Haus meines Wirthes gehörte zu den noch wohl erhaltenen, und

ich wurde mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft aufgenommen. Auf meinen Wunsch blieben wir, ohne uns in die inneren Gemächer zu vertiefen, auf einer geräumigen Terrasse vor dem Hause, die nur mit einem auf vier schlanken Pfeilern ruhenden Regendache versehen, in alle uns umgebende Naturschönheiten freien Einblick gestattete. Als ich kaum Platz genommen, erschien eine zur Familie gehörige alte Frau, sehr groß und sehr lebhaft, setzte sich zu mir, und fing an ihrer Beredsamkeit freien Lauf zu lassen. Nachdem sie lange Zeit hindurch alles Mögliche geschwätzt hatte, stand sie rasch auf, wünschte mir gute Nacht und ging fort. Ich sah sie nicht wieder, ebensowenig wie ich von den anderen Frauenzimmern der Familie Jemanden zu sehen bekam — es mußte wohl zur Etiquette gehören, daß sie nicht erschienen.

Nach dem Abendessen, das ich mit meinem liebenswürdigen Wirth in der erwähnten Vorhalle des Hauses verspeiste, fanden sich einige Nachbarn ein, und wir unterhielten uns noch lange Zeit miteinander. Man kam sehr bald auf das alte Thema, sich über die Türken zu beklagen. „Dürfen wir hoffen“, sprachen sie, „von diesem abscheulichen Joche befreit zu werden? Wann werden jene (d. h. die Griechen des Königreichs) kommen und uns nehmen?“ — Sie drangen fortwährend in mich, ihnen darüber etwas zu sagen, denn sonderbarer Weise konnten sie sich nicht der Idee erwehren, daß ich darüber Auskunft geben könne, verlangten sogar förmlich, daß ich aussprechen solle, es werde geschehen und zwar bald geschehen, daß sie frei würden. Sie beklagten sich besonders über die Größe und Willkürlichkeit der Abgaben. Ein Armer bezahle 500 Piafter (75 M.) ein Reicher 3000 (450 M.), ja es sei schlimmer jetzt als zur Zeit der Janitscharen. Die Klephten hätten es vorgezogen, anstatt Steuern zu bezahlen, sich diese von Andern entrichten zu lassen. — Auf mein Befragen wurde mir versichert, daß die Gegend des Olymp jetzt ziemlich rein von Räubern (Klephten) sei, nachdem man den überaus kühnen und gefährlichen Lakos getödtet, der hier als Häuptling gehaust. „Die Türken zogen aus“, sagten sie, „und kämpften mit ihm und seiner Bande, erschlugen Viele von dieser, und verwundeten den Lakos: ein Schuß traf ihn in den Schenkel, ein anderer ins Gesicht, der ihm Zähne und Kinnlade zerschmetterte. Dennoch entfloh er und man wurde seiner erst am folgenden Tage habhaft, nachdem man, seiner Blutspur folgend, ihn wie ein Stück Wild gejagt hatte. Er wurde nun nach Larissa gebracht, und dort ohne weitere Umstände sogleich auf dem Fischmarkt an einem Bäckerladen aufgehängt. Die Uebrigen wurden gegen den Fluß (Peneus) gedrängt und größtentheils gefangen oder niedergemacht — die Verwundeten erschossen. Ein kleiner Theil nur von ihnen — unter diesen auch ein Schwager des Lakos — schlug sich nach Zeitun (im Königreich Griechenland) durch, wo die Klephten Haus und Weiber haben, und als ganz Grenzboten I. 1878.

ordentliche und anständige Bürger unangefochten leben. Für den Augenblick giebt es Gott sei Dank hier nicht leicht mehr einen von diesen, die Brod mit Gewalt fordern.“ — Bekanntlich waren diese Klephten ursprünglich Abkömmlinge von Griechen, die nach der Eroberung dieser Gegenden durch die Türken nicht sich unterwarfen, sondern in die Gebirge flüchteten, und von da aus einen Guerillakrieg gegen die Eindringlinge auf eigene Faust fortsetzten. In späteren Zeiten wurden sie dann durch fremden Zuzug verstärkt, und trieben das Räuberhandwerk gegen Jedermann. Zur Zeit des Königreichs wurde an dessen Grenze Zeitun und Umgegend ihr gewöhnlicher Aufenthalt, wo sie den Winter über von ihren Helbenthaten ausruhen. Wenn aber die Schneeschmelze der wärmeren Jahreszeit die schwer zugänglichen Schluchten und Höhlen des Olympgebirges blos gelegt, ziehen sie dorthin und befehlen von diesen Schlupfwinkeln aus, insoweit nicht besonders energische Maßregeln der Türken sie hindern, nach alter Raubritterweise die umliegende Gegend. Sie zeichnen sich aus durch großen Muth, große Gewandtheit und Kampfesgeschicklichkeit, sowie hervorragende Begabung für Romantik und Poesie, wovon die bekannten Klephtenlieder, die unter ihnen entsprossen sind, Zeugniß geben. Die Einfachheit und Genügsamkeit ihres Lebens erinnert an die antiken Zeiten, sowie auch ihre Tracht, welche, für den Sommer wenigstens, viel ähnliches mit derjenigen der Bergschotten besitzt.

In der Vorhalle des Hauses — nach homerischer Weise — wurde mir mein Lager bereitet.

Vom preukzischen Landtage.

Berlin, 27. Januar.

Die Signatur der letzten Wochen war abermals der Kulturkampf. Was die Centrumspartei bestimmt hat, die Marpinger Wundergeschichte auf die parlamentarische Tribüne zu bringen, ist nach der betreffenden Verhandlung noch räthselhafter als vorher. Vorbeeren konnte sie um so weniger zu erringen hoffen, als ihre Redner von vornherein keine Lust hatten, für die angeblichen Muttergotteserscheinungen selbst einzutreten. Man befand sich wohl in der unangenehmen Zwangslage, ein vor Jahr und Tag etwas leichtfertig gegebenes Versprechen erfüllen zu müssen. Gewiß meinte man höchst schlau zu verfahren, indem man das Wunder und was dazu gehört ganz aus dem Spiele ließ, und lediglich die Handlungsweise der Behörden unter dem Gesichtspunkte